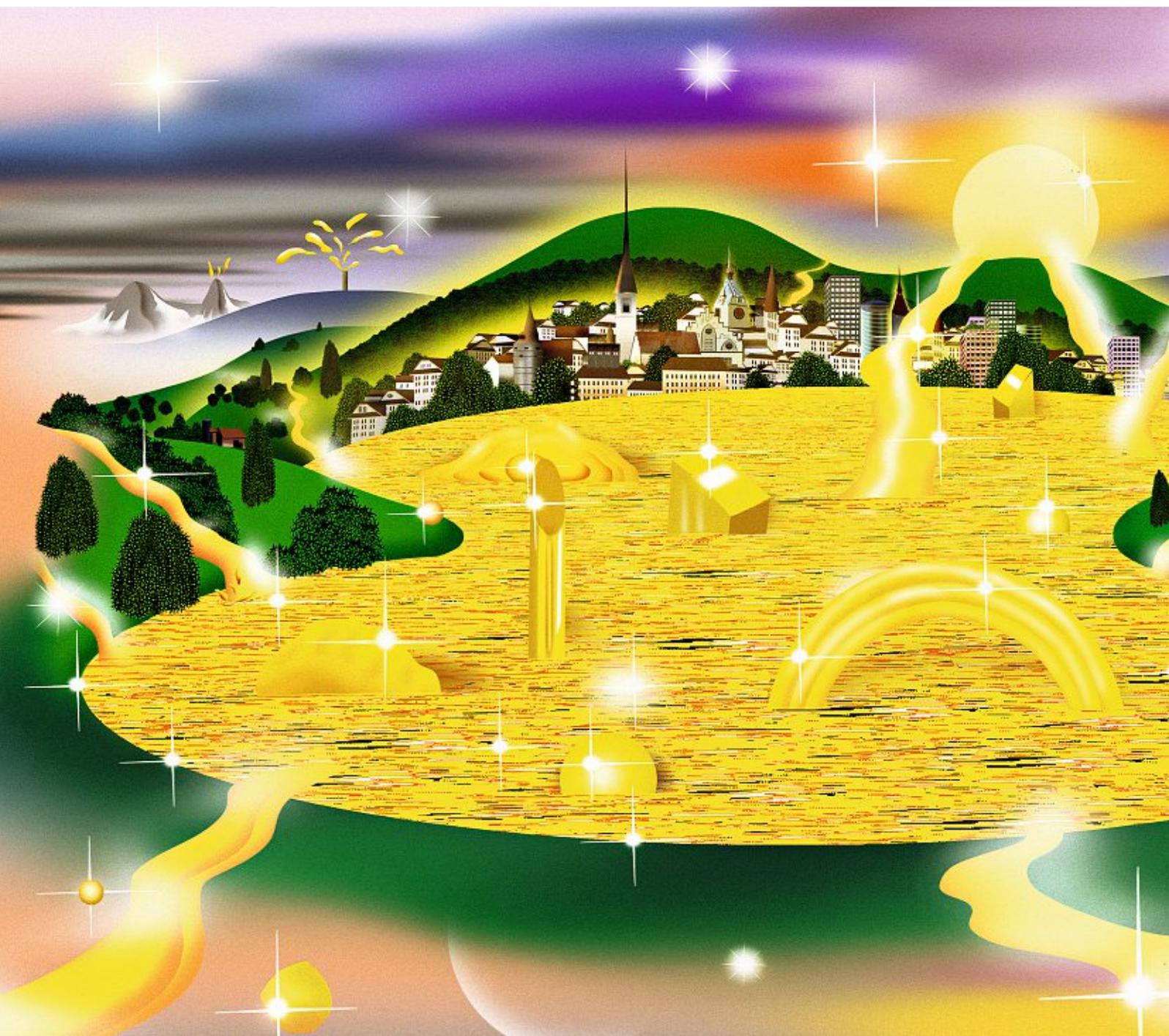


# Reich in der Mitte

Die einen sehen in ihm ein Erfolgsmodell,  
die anderen das unsympathische Gesicht der Schweiz.  
Porträt des Kantons Zug.

TEXT ANJA CONZETT  
ILLUSTRATION LUCA SCHENARDI



Als «Uncanny Valley» – als unheimliches Tal – bezeichnet man in der Robotik jenes Unbehagen, das uns überkommt, wenn wir eine Maschine mit menschlichem Antlitz betrachten.

So geht es mir, wenn ich nach Zug blicke.

Zug sieht aus wie die Schweiz, klingt nach Schweiz, folgt den gleichen Gesetzen – und doch bleibt der Kanton mir immer etwas fremd. Leicht künstlich, nicht ganz greifbar. Also mache

ich mich auf nach Zug, um dieses Unbehagen zu überwinden – durch Gespräche mit Politikern (links und rechts), Zugezogenen, Einheimischen und einer Historikerin; durch Bücher, Filme, Studien – um herauszufinden, wie viel dran ist am Klischee vom egoistischen Kanton, der keinen Wert ausser Geld kennt, oder am Mythos der bauernschlauen Zuger, die sich aus einer misslichen Lage in eine internationale Poleposition hocharbeiteten.

---

## I

### Von aussen

Wenn der See in der Morgensonne glitzert wie ein silbernes Tuch, das jemand in der Nacht sorgfältig drapiert hat, wenn die Dächer der Altstadt zu leuchten beginnen, wie sie es schon vor hundert Jahren taten, und sich das Grün der umliegenden Hänge – Zugerberg, Wildspitz und Rigi – sättigt, als läge ein Filter darüber, dann könnte man vergessen, warum man eigentlich hier ist. Nicht wegen der Idylle.

Würde man die Geschichte des Kantons Zug verfilmen, gäbe es nur ein geeignetes Format dafür: die Tele-novela. Für alles andere wäre der Stoff, der sich auf diesen knapp 240 Quadratkilometern Schweizer Boden ansammelt, schlicht zu ausufernd.

Eine kleine Auswahl:

- Der deutsche und der amerikanische Nachrichtendienst betrieben fast ein halbes Jahrhundert im Kanton eine Firma, die trojanische Verschlüsselungsgeräte an andere Staaten verkaufte.

- Die Stasi unterhielt in Zug mehrere Tarnfirmen, um die Embargos gegen die DDR zu umgehen.

- Mit dem Ziel, einen flüchtigen amerikanischen Rohstoffboss dingfest zu machen, versuchte das FBI Anfang der Neunziger erfolglos, einen Lokalpolitiker zu rekrutieren.

- Gegen einen ehemaligen SVP-Fraktionspräsidenten wird aktuell international wegen Geldwäscherei gefahndet.

- Gegen einen ehemaligen Regierungsrat wurden unlängst – und bis zu seiner Wiederwahl an der Öffentlich-

keit vorbei – mehrere Strafverfahren eingeleitet, unter anderem wegen Crackkonsum.

- Ende der Neunzigerjahre musste der Rektor der Kantonsschule zurücktreten, weil er der rassistischen, antisemitischen Sekte der Universalen Kirche angehörte – während für linke Lehrer jahrzehntelang ein mehr oder weniger implizites Berufsverbot galt.

Das alles spielt sich in einem Zeitraum von gut fünfzig Jahren ab und vor einer beeindruckenden Zahlenkulisse. Bei nur etwas mehr als 130'000 Einwohnerinnen hat Zug ein Bruttoinlandprodukt von 20 Milliarden Franken – fast gleich viel wie das westafrikanische Land Togo. Dazu kommen rund 40'000 im Handelsregister eingetragene Firmen – pro 3,25 Einwohner ein Firmensitz, jährliche Rekordüberschüsse in der Kantonskasse (460 Millionen Franken zuletzt), die höchste Millionärsdichte der Schweiz (jede achte Einwohnerin ist Millionärin) und die höchste Porsche-Dichte im Land. Wer hier Eindruck schinden will, muss schon mit dem Batmobil vorfahren.

Luzian Franzini ist mit dem Velo da.

Der Achtundzwanzigjährige ist Kantonsrat und politisiert für die Grünen in dem von Mitte, FDP und SVP dominierten Parlament. Umso mehr hat Franzini zu tun. Gleich zwei Interviews mit auswärtigen Zeitungen ste-



hen heute an. Beim anderen Gespräch geht es um das ambitionierte (unterdessen abgelehnte) Grossprojekt einer Kantonsregierung, die nicht mehr weiss, wohin mit dem Geld – für rund eine Milliarde Franken soll es die Zuger Verkehrsmisere mithilfe von zwei Umfahrungen lösen. Franzini: «Der Verkehr hätte aus einem Quartier umgeleitet werden sollen, in dem ein paar Hundert Leute wohnen, in das am dichtesten besiedelte Gebiet des Kantons.»

Die Rede ist von der «Herti», durch die unser Spaziergang geht und wo Franzini selbst in einer Wohngemeinschaft lebt. Sie ist eines der letzten Stadtquartiere, in denen es noch bezahlbaren Wohnraum gibt. Geprägt von Blockbauten aus den Siebzigern, hinter dem Stadion des EV Zug, der von den ansässigen Firmen grosszügig gesponserten Eishockeymannschaft.

Etwas näher zum Zentrum, im Quartier Gartenstadt, wehrten sich die Bewohnerinnen vor Kurzem erfolglos vor Bundesgericht gegen Überbauungspläne. Die Pflöcke, die die neuen Gebäudeumrisse zeichnen, sind bereits eingeschlagen und werfen dünne Schatten über Kräutergärten und Kindertrampoline. «Für Familien wird der Raum knapp», sagt Franzini und zückt sein Telefon, um auf die einschlägigen Immobilienportale zu gehen: 26 Quadratmeter Studio an der Baarerstrasse – Hauptverkehrsachse – für 3100 Franken im Monat. «Das kommt weg, das wird bezahlt.»

### Zuger Steuerspezialitäten

Franzinis Sätze klingen manchmal nach der müden Routiniertheit eines Politikers, der am Ende, nicht am Anfang seiner Karriere steht. Neben seiner Kantonsratsstätigkeit, dem Vizepräsidium der Grünen Schweiz und dem Präsidium des Zuger Gewerkschaftsbunds führt er im Nebenamt Journalistinnen aus aller Welt in Zug herum: aus Japan, Grossbritannien, von der «Washington Post», der «Frankfurter Allgemeinen». Das mediale Interesse ist gross an dem kleinen abenteuerlichen Kanton. Dabei begann alles mit einer Materie, die spröder nicht sein könnte: mit kantonalen Steuerbestimmungen.

## Wenn man informierte Zuger fragt, wer im Kanton die grösste Macht hat, heisst es: die Wirtschaftsanwälte.

Zentral für die heutige Situation Zugs sind drei Elemente: 1921 führte der Kanton Steuerprivilegien für Holding- und 1930 auch für Domizilgesellschaften ein – also für Unternehmen, die a) nichts selbst produzieren, sondern nur Anteile an anderen Firmen verwalten, oder b) nicht in der Schweiz geschäften (sogenannte Briefkastenfirmen). Ebenfalls findet eine dritte, nicht unbedeutende Kategorie in den 1930ern erstmals Erwähnung: die gemischten Gesellschaften. Also Unternehmen, die überwiegend, aber nicht ausschliesslich im Ausland tätig sind. Dies ist eine Zuger Spezialität, die vom Zürcher Anwalt Eugen Keller-Huguenin stammt.

Während wir vor dem Herti-Schulhaus stehen, wo die Kinder derzeit in Containern unterrichtet werden, erklärt Franzini, warum Zug prädestiniert war für die Einführung solcher Steuerprivilegien: «Zug hatte weder ein Patrizier- noch ein Zünftertum noch eine anständige Gewerkschaftsbewegung, deren Interessen man hätte berücksichtigen müssen», sagt er. «Die Kleinräumigkeit erlaubt einerseits tiefe Infrastrukturkosten und ermöglicht es andererseits, einmal etablierte Machtstrukturen leichter zu erhalten.» Zudem sei Zug geografisch ideal zwischen den beiden Zentren Luzern und Zürich gelegen – profitiere also von Finanzplatz, Flughafen sowie Bildungs- und kulturellen Angeboten der beiden Städte. «Die Zentrumslasten tragen andere, und man kann sich getrost auf das Kerngeschäft konzentrieren: die Steuern noch mehr senken.»

Mit der verbrieften Einführung der Steuerprivilegien für gemischte

Gesellschaften in den 1950ern kamen die ersten Rohstoffhändler, für die Zug heute bekannt ist. Den Anfang machte die Philipp Brothers AG, «Phibro» – sie war so was wie der unternehmerische Urknall der Zuger Boomjahre: Zunächst gab es nur ein paar Hundert Aktiengesellschaften, heute sind es über 20'000.

### Briefkästen & Kanzleien

Neben der tiefen Besteuerung lockte die Rohstoffkonzerne auch der Umstand, dass die Schweiz erst 2002 der UNO beitrug, «was Geschäftstätigkeiten abseits der UNO-Embargopolitik ermöglichte», wie es Gianni Bomio, ehemaliger Generalsekretär der Zuger Volkswirtschaftsdirektion, in seinem Buch «Boomjahre» formuliert. Sprich: Während die UNO verhinderte, dass ihre Mitglieder mit dubiosen Staaten Handel trieben, geschäfteten die Zuger Firmen einfach weiter mit ihnen.

Analog zur Zahl der Firmen vermehrten sich in den Sechzigern auch die Anwaltskanzleien. Wenn man informierte Zuger fragt, wer im Kanton die grösste Macht hat, heisst es: die Wirtschaftsanwälte. Schliesslich benötigen die ansässigen Firmen eine juristische Vertretung, die sich mit den hiesigen Gesetzen auskennt. Noch besser natürlich, wenn diese juristische Vertretung die Gesetze nicht nur kennt, sondern gleich selbst mitschreibt. So soll im Rahmen der Steuerrevision der 2000er, gemäss einem Kantonsrat, der dabei war, die Mehrheit der Kommissionsmitglieder aus Wirtschafts- und Steueranwälten bestanden haben, die so konkret für oder wider einzelne Paragraphen argumentierten, dass man

erraten konnte, welchen ihrer Klienten sie gerade im Kopf hatten.

Einer soll zur Debatte gestellt haben, die von juristischen Personen im Ausland getätigten Bestechungsgelder als Betriebsausgaben zu deklarieren, um diese von den Steuern abziehen zu können. Gelder also, die an korrupte Staaten und Politiker bezahlt werden, damit diese, an den Gesetzen vorbei, im Interesse des Zahlenden handeln.

Für mich ist es schwer zu glauben, dass ein demokratisch gewählter Vertreter der Zuger Bevölkerung seinen Kommissionskolleginnen Derartiges ungeniert unterbreitet. Für Franzini nicht: «In Zug bezeichnet man das euphemistisch als <Dienstleistungskultur>. Die Politik bis hoch zur Regierung versteht sich als Erfüllungsgehilfe der Wirtschaft», sagt er, und die weiche Stimme wird kurz hart. Dass diese Haltung einen immensen Wohlstand einbringt, leugnet er nicht. Aber: «Den Preis für den Zuger Wohlstand bezahlt der Globale Süden – dort, wo die Rohstoffe generiert, aber keine Steuern bezahlt werden.»

Franzini's Ernsthaftigkeit ist so aufrichtig, dass man sich beinahe schon für die zynischen Kommentare schämt, die einem durch den Kopf gehen. Franzini's Eltern sind beide Lehrpersonen:

«Für Zuger Verhältnisse untere Mittelschicht.» Seine erste Demo war gegen den Rohstoffkonzern Glencore. In Genf hat er internationale Beziehungen studiert, ein Austauschjahr im Senegal gemacht, sich auf Rohstoffhandel spezialisiert. Er ist gerne Lokalpolitiker in Zug, «weil an Zug so viel sichtbar wird, sich so viel sichtbar machen lässt – auch aktuell im Ukraine-Krieg».

Deshalb führt er im Moment noch mehr Journalistinnen in Zug herum als sonst: «Russland macht mehr Geld mit Rohstoffhandel als mit Steuern», sagt er. Die NGO Public Eye schätzt, dass 50 bis 60 Prozent von Russlands Roh- und Erdölprodukten über die Schweiz abgewickelt werden – das meiste über Zug und Genf. «Wir finanzieren Putins Angriffskrieg auf die Ukraine.» So habe die russische Sberbank ihre Banktätigkeit zwar einstellen müssen, der Rohstoffhandel laufe aber weiter – «via Zug».

Franzini und seine Mitstreiterinnen veranstalten seit Beginn der russischen Invasion Mahnwachen vor den Firmen russischer Rohstoffhändler. Zum ersten Mal hat Franzini das Gefühl, dass das Zuger Modell ins Wanken gerät. Ein Wanken, das er bis vor drei Jahren noch für unmöglich gehalten hat. Er staune immer wieder, wie

gross der Einfluss des Kantons auf Bundesebene sei.

Tatsächlich hat Zug eine ganze Reihe von Politikern jeder Couleur hervorgebracht, die in Bern und in ihren jeweiligen Parteien viel Gewicht haben. Zum Beispiel die beiden christlich-konservativen Alt-Bundesräte Philipp Etter und Hans Hürlimann, der ehemalige Sicherheitsdirektor und wohl erste Marxist in einem Regierungsrat, Hanspeter Uster, der Grünen-Alt-Nationalrat Josef Lang und der ehemalige CVP-Nationalrat Peter Hess, von dem 2001 publik wurde, dass er von achtundvierzig Verwaltungsmandaten nur zehn angegeben hatte – in der Folge wurde die Offenlegungspflicht für Parlamentarier verschärft.

Aktuell ist Zug mit Thomas Aeschi, dem Erste-Reihe-Mann der SVP, in Bern gut vertreten und mit Nationalrat und Mitte-Präsident Gerhard Pfister, dem es irgendwie gelungen ist, auf nationaler Ebene kaum mit Zug und dessen umstrittenem Tiefsteuermodell in Verbindung gebracht zu werden. In einer Rede im Guggital, die Bruno Hunn für seine Masterarbeit ausgegraben hat, spricht Pfister 2013 vom Verhältnis seines Heimatkantons zu Bern und schliesst: «Wir werden immer die Bad Guys sein.»

---

## II Von innen

Es ist unmöglich, über Zug zu schreiben, ohne Marc Rich zu erwähnen: amerikanischer Sohn jüdischer Flüchtlinge, Vater der Vorgängerfirma des Rohstoffkonzerns Glencore, der im letzten Jahr 4,3 Milliarden Dollar Gewinn erzielte. An dieser Stelle wäre es angezeigt, darauf einzugehen, was für eine schillernde, herausragende Figur Rich in Zug, der Schweiz, der Welt war. Aber ich möchte weder Sie noch mich langweilen. Das Wesentliche lässt sich zusammenfassen aus zwei Biografien («King of Oil» des Schweizer Autors Daniel Ammann und «Metal Men» des amerikanischen Journalisten A. Craig Copetas) sowie aus dem Sachbuch «Rohstoff» (der NGO Public Eye):

Rich machte sein Vermögen unter anderem durch Geschäfte mit der iranischen Ayatollah-Diktatur – sehr zum Missfallen seiner Heimat USA. Sein nach eigenen Angaben «wichtigstes und profitabelstes Geschäft» (Ammann) war aber der Ölhandel mit dem südafrikanischen Apartheidregime, das in den Sechzigerjahren von der UNO mit einem Embargo belegt wurde. Zwei Milliarden Dollar will Rich damit verdient haben, das Regime mit seinen Öllieferungen am Laufen gehalten zu haben.

In den USA wurde Rich 1983 wegen 51 Delikten angeklagt – darunter Steuerhinterziehung und organisierte Kriminalität. Gefordertes Strafmass:

325 Jahre. Der «meistgesuchte White-Collar-Sünder Amerikas» (Copetas) flüchtete in die Schweiz, wo ihn das FBI vergeblich zu schnappen versuchte, bis er dank seiner exzellenten Kontakte von Präsident Bill Clinton an dessen letztem Amtstag begnadigt wurde.

Interessant sind die Böden, auf denen Menschen wie Marc Rich gedeihen. Der Alt-Stadtpräsident von Zug, Walther A. Hegglin, soll das Bonmot geprägt haben: «Was gut ist für Marc Rich, ist auch gut für Zug.»

Historisch betrachtet, macht diese Haltung durchaus Sinn. Während der Rest der frühen Eidgenossenschaft

Mühe damit bekundete, sich von reichen, fremden Vögten abhängig zu machen, sah man das in Zug entspannter. So fühlten sich die Zugerinnen im 14. Jahrhundert derart wohl unter der Herrschaft der Habsburger, dass die Zürcher die Stadt Zug zwei Wochen lang belagern mussten, um sie aus der Knechtschaft zu befreien. Erst als den Zugerinnen klar wurde, dass ihnen der habsburgische Stadtherr, dem sie so tapfer die Treue hielten, nicht zu Hilfe eilen würde, schlossen sie sich – mit dem Zürcher Schwert an der Kehle – dem Bund an.

Eine Begebenheit, die Spuren hinterlassen hat. Noch heute schreibt die kantonale SVP unironisch vom «Freistaat Zug». Und auch heute wieder stehen die Zürcher fordernd vor den Toren des Kantons. Grund sind die Zentrumslasten. Oder in den Worten des Zürcher Finanzdirektors Ernst Stocker: «In Zürich grasen Kühe, die anderswo gemolken werden» – mit spezifischem Verweis auf Zug. Und auch die USA machen Druck: Zu russlandfreundlich sei die Schweiz, wirtschaftliche Interessen würden über das Recht gestellt, so die implizite Kritik.

Wann immer Zug von aussen belagert wird, tritt einer auf, der bereit ist, die Ehre seines Kantons zu verteidigen: SVP-Finanzdirektor Heinz Tännler. Etwa, wenn er in der Sendung «Rundschau» die als mangelhaft kritisierte Umsetzung der Sanktionen gegen russische Firmen und Staatsangehörige so kommentiert: «Ich muss nicht recherchieren und wie ein Detektiv nachgehen.» Oder wenn er in die Schlagzeilen gerät, weil er persönlich bei der Zuger Kantonalbank anruft, um den Kontakt zum in Zug ansässigen, russlandnahen Düngerhersteller Eurochem herzustellen. Dies, nachdem die Bank die Konten der Firma zu Kriegsbeginn kurzfristig eingefroren hatte, da der langjährige Mehrheitsaktionär, Eurochem-Gründer und Oligarch Andrei Melnitschenko sanktioniert wurde.

Solche Stürme ist sich Tännler gewohnt – schliesslich war der Jurist vor seiner Wahl in den Zuger Regierungsrat Direktor der Rechtsabteilung einer Institution, die auf ähnlich markante Weise zum Image der Schweiz im Aus-

land beiträgt: der Fifa. Auf dem Papier sieht Heinz Tännler wie die ideale Besetzung als Bösewicht der neuen Staffel der Zuger Seifenoper aus oder – je nachdem, zu welcher Trommel man marschiert – als strahlender Held. Erfreulicherweise lässt er sich keinen dieser beiden Schuhe anziehen, an dem Frühlingssorgen, an dem wir uns treffen.

### **Hat Zug ein Imageproblem?**

Die Finanzdirektion des Kantons Zug ist geschmackvoll eingerichtet, Möbel von USM und Vitra. Beim Empfang eine Plakette mit Zierschrift: «Spare Wasser, trink Champagner.»

Der Finanzdirektor ist im alten Büro von Marc Rich einquartiert. «In meinem Büro bei der Fifa sass vor mir Hans W. Kopp», sagt Tännler und grinst herausfordernd. Davon, dass Zug dazu beiträgt, Russlands Angriffskrieg zu finanzieren, wie Franzini sagt, will er nichts hören. Das sei eine billige Argumentation, die von den immer gleichen Kreisen portiert werde – Zug habe die Sanktionen immer eins zu eins umgesetzt.

Und ganz allgemein: «Natürlich gibt es bei so vielen Firmen immer wieder mal eine, die vom Karren fällt – aber grundsätzlich haben wir in Zug Unternehmen, die sich an die Vorgaben und Gesetze halten.»

Seit wann?

«Seit ich im Regierungsrat bin, stelle ich nichts anderes fest, als dass wir aufseiten des Kantons seriös und professionell arbeiten.»

Also seit 2007. Gute Antwort. Denn dass Tännlers Vorgänger bisweilen eine eigene Auffassung von professionellem Arbeiten hatten, ist kein Geheimnis: Volkswirtschaftsdirektoren, die am Vormittag als Anwalt ein Gesuch für eine Firma stellten – und es am Nachmittag als Regierungsrat selbst bewilligten (erst seit 2014 ist die Regierung im Vollamt beschäftigt). Und auch fern der Regierung, aber in nicht minder staatstragenden Positionen, teilte man diese Auffassung: etwa der Staatsanwalt, der Ende der Achtzigerjahre nebenher gleich in drei Verwaltungsräten von Marc Richs Unternehmen sass.

Tännler, ein Kind der Boomjahre, erinnert sich, dass zu Beginn seiner eigenen Anwaltskarriere solches nicht hinterfragt wurde. Aber: «Das wurde überall so gemacht – das ist Schweiz-

like, nicht Zug-like.» Pause. «An gewissen Orten vielleicht akzentuierter.»

Ab 1990 durften Zuger Regierungsrätinnen immerhin keinen Nebentätigkeiten in der Privatwirtschaft mehr nachgehen, wenn diese zeitlich und sachlich nicht mit dem Amt vereinbar waren. Als die Bestimmung eingeführt wurde, trat der damalige Finanzdirektor zurück, um seine Verwaltungsratsmandate beibehalten zu können, später zählte dazu auch eines bei der Crypto AG – jener Firma, die dem deutschen Nachrichtendienst und der CIA gehörte, wie sich herausstellte.

Herr Tännler, hat Zug ein Imageproblem?

«Nein, die Leute und Firmen, die hierherkommen, kommen gerne – es ist ein toller Kanton.»

Und wenn die Zürcher mit Kritik kommen?

«Purer Neid», sagt Tännler. «Also, wenn der Herr Stocker eine Medienkonferenz macht, von Zentrumslasten spricht und einfach auf Zug zeigt, dann ist das eine verkürzte Sicht.»

Dabei leugnet er nicht, dass Zug immens von der Anbindung an den Wirtschafts-, Verkehrs-, Bildungs- und Kulturraum der Städte Zürich und Luzern profitiert.

Aber Zürich profitiere ja auch von Zug, ja die ganze Schweiz profitiere von Zug. Er zählt auf:

- 12'000 Menschen, die von Zürich nach Zug pendeln («mehr als umgekehrt»).

- «Überdimensionierte» Beträge an direkter Bundessteuer, die aus Zug nach Bern fliessen.

- Mehrwertsteuerbeiträge, die von der kaufkräftigen Zuger Bevölkerung generiert werden.

- AHV-Beiträge, welche die Zuger Firmen an die Bundeskasse einzahlen – «ein Überschuss von mehr als einer halben Milliarde Franken».

- Und über den Nationalen Finanzausgleich (NFA) zahlt der Kanton nicht nur in relativen Zahlen seit Jahren den höchsten Beitrag – auch in absoluten Zahlen hat das kleine Zug mit 430 Millionen Franken für 2025 das bevölkerungsmässig fast zwölfmal so grosse Zürich überholt.

«Wir hinterfragen dieses System nicht, wir sind solidarisch. Wenn der NFA erhöht wird, zahlen wir das, wenn



Wer will da nicht Platz nehmen? Der Kanton versteht sich als Dienstleister der Bevölkerung.

Herr Stocker den Kulturlastenausgleich neu verhandeln will, soll er zu mir nach Zug kommen.»

Tännler spricht in geraden Sätzen von nicht unangenehmer Ruppigkeit, die zu Widerspruch verlocken. Ganz so einfach ist es aber nicht. Auch wenn seine Argumentation etwas zu kurz greift und die Zürcher Kritik sicher irgendwo gerechtfertigt ist – ganz unrecht hat Tännler nicht; schliesslich profitiert ja der Finanz- und Rohstoffhandelsplatz Zürich ebenfalls von Kühen, die anderswo in der Welt gegrast haben. Einfach ein bisschen weniger als der Kanton Zug – unter anderem, weil dieser weniger Zentrumslasten zu tragen hat.

Trotzdem: Die Macht Zürichs in Bern könnte den Zugerinnen durchaus gefährlich werden. Schliesslich scheint das Zuger Modell nur eine Volksabstimmung, eine Steuerharmonisierung, eine internationale Bestimmung davon entfernt zu sein, gehörig ins Taumeln zu kommen.

Zumindest wenn man Zuger Politikerinnen und Politikern zuhört: im Abstimmungskampf um die Konzernverantwortungsinitiative, die Unternehmenssteuerreform III, die 2019 die Holdingprivilegien abschaffte, oder zuletzt bei der Einführung der OECD-Mindeststeuer, 2021, die mindestens 15 Prozent Gewinnsteuern für grosse internationale Firmen vorschreibt.

«Wir geraten in Zug immer gleich in Panik, dass uns die Firmen weglaufen, wenn sich irgendwas in Bern oder international bewegt», sagt Tännler. «Falsch. Die Firmen, die hier sind, gehen nicht so schnell weg von Zug.»

Tatsächlich hat Zug bislang von allen internationalen Standardisierungen profitiert. Dazu kommt: Der Kanton hat sich im Lauf der Jahre Clusterkompetenzen zugelegt. Konkret ausgedrückt: Er hat ein Verständnis für die spezifischen Bedürfnisse der internationalen Firmen entwickelt, das ihn zum idealen Gastgeber macht. Zu einem lernfähigen Gastgeber. Zum Beispiel, wenn Tännler die Einführung einer gesetzlichen Grundlage fordert, die Firmen verpflichtet, transparent zu machen, wem sie tatsächlich gehören. Nicht aus ideologischer Überzeugung, sondern wie er knurrend sagt: «Müsst euch nicht wundern, wenn es irgendwann von Brüssel diktiert wird.»

Die tiefen Steuern sind für Zug längst nicht mehr der Standortvorteil, der sie einmal waren. Im Gegenteil: Sie bringen Standortnachteile.

### Wohnraum nur für Millionäre

Weil immer mehr Millionäre privat nach Zug ziehen, um Steuern zu sparen, wird der Wohnraum knapp für jene, die hier arbeiten. Eine kurze Umfrage ergibt: Die Kioskverkäuferin wohnt in Baden, die Barfrau im Luzerner Umland, der Barista im Säuliamt, der Brezelverkäufer in Zürich-Altstetten – die Arbeiterklasse im Tieflohnssektor ist längst entlehnt aus anderen Kantonen. Kein Wunder. Gemäss Wüest Partner können sich nur 5 Prozent der Zuger Haushalte noch Wohneigentum leisten – trotz der Millionärsdichte und der hohen Löhne. Und gemäss einer Studie der CS, die Steuerlast, Wohnkosten, Mobilität, Krankenversicherung und Kinderbetreuung mitkalkuliert, landet Zug im kantonalen Vergleich punkto Attraktivität auf Platz 21. Für Haushalte mit einem frei verfügbaren Einkommen zwischen 40'000 und 180'000 Franken pro Jahr lohnt sich die Wohnsitznahme im Kanton Zug nicht. Über so viel Einkommen verfügt selbst ein grosser Teil der gut verdienenden internationalen Arbeitskräfte nicht. Und so können

nicht einmal die es sich leisten, in Zug zu wohnen.

Das ist schlecht für den Werkplatz Zug. Ist es Zeit, die Steuern zu erhöhen, um den Mittelstand in der Wohnungsfrage zu entlasten?

Tännler stösst eine Ladung Luft durch die Nase. «Steuerhöhungen sind im Kanton Zug politisch ein Ding der Unmöglichkeit – egal, wie intelligent die Argumentation sein mag. Und überhaupt – wo soll ich die Mehreinnahmen investieren? Wohin mit dem Geld?»

Das ist es. Der Punkt, der Zug wirklich gefährlich werden kann – gefährlicher als die Amerikaner, die Zürcher, die Schweizer Stimmbevölkerung. In Zug sind Ideen etwas, das andere haben: frühe Eidgenossen, Zürcher Anwälte, illustre Rohstoffbosse, Cryptopioniere. Die Kernkompetenz von Zug lag bislang darin, sich diesen Ideen zu öffnen; sie zu ermöglichen; sich fremden Visionen zu fügen, ohne jemals die Notwendigkeit zu spüren, eigene Visionen zu entwickeln – Unterwerfung statt Führung.

Der «Zuger Teig», wie man die einflussreichen, angestammten Familien im Kanton nennt, tut seit eh und je, was Teig so tut: gären, aufgehen – bis er irgendwann in sich zusammenfällt.

Das schlechte Image hilft sicher nicht. Aber bei allem Druck von aussen: das grösste Stolperisiko für Zug ist der eigene fette Bauch – die Trägheit, zu der Wohlstand führen kann, der mangelnde Gestaltungswillen, der aus der Ideologie eines möglichst passiven Staats gewachsen ist.

Eine Haltung, die zu Problemen wie Verkehrsüberbelastung, Überalterung (trotz Bevölkerungswachstum) und akutem Wohnungsmangel geführt hat.

Auch libertäre Revolutionen fressen ihre Kinder. Im Gegensatz zu anderen Politikern seines Lagers scheint Tännler diese Dynamik erkannt zu haben. Er sei für den Markt – «aber zu glauben, der Markt regle alles von selbst – nein, das geht nicht». Der Staat könne nicht nur das Nötigste machen. Zug müsse lernen, akzentuiert den Hebel in die Hand zu nehmen. Heinz Tännlers neuste Idee: Zwei Jahre lang können die Zugerinnen und Zuger praktisch gratis ins Spital gehen, der Kanton übernimmt 99 Prozent der Fallkosten.

Was bei Politikern aus anderen Kantonen nach Worthülsen klingen würde, klingt beim Regierungsrat von Zug fast wie Resistance: «Probleme definieren, schnell Lösungen finden, investieren, Grenzen setzen. Beim Wohnraum, dem Verkehr, der Energie, bei der Bildung und dem Klima.»

Manchmal, wenn Tännler so redet, kann man sie im Hintergrund fast hören – die zig Streitgespräche und Diskussionen, die er zu diesen Themen schon geführt hat. Man hört, wie sie seine Position geschärft haben. Und manchmal klingt er ein bisschen wie ein Sportlehrer, der versucht, eine unmotivierte Schulklasse in Bewegung zu setzen:

«Sie könnten einfach auch mal schreiben, was Zug besser macht als die anderen.»

Was macht Zug denn besser als die anderen?

«Ich kriege oft das Feedback, dass wir hier eine offene Willkommenskultur pflegen – der Kanton versteht sich als Dienstleister der Bevölkerung.»

Wenn ich Dienstleister bin, welchen Kunden behandle ich dann besser? Den mit dem dicken Portemonnaie oder den mit dem dünnen?

«Alle gleich. Ich bin ein Dienstleister der öffentlichen Hand. Hab keinen EBIT-Druck.»

Das sehen nicht alle so. So hat die Sicherheitsdirektion 2015 vorgeschlagen, dass Personen mit einem steuerbaren Einkommen ab einer Million und einem steuerbaren Vermögen von 20 Millionen Franken die C-Bewilligung auch dann bekommen sollen, wenn sie die vorausgesetzten Sprachkenntnisse nicht erfüllen.

Tännler hält den Vorschlag «aus heutiger Sicht» für nicht sonderlich intelligent. «Das rein Pekuniäre in den Vordergrund zu stellen, ist falsch. Punkt.»

In Sachen Zuwanderung weicht Tännler teilweise von der Mutterpartei SVP ab. Man sei in Zug grundsätzlich offen: egal, wo jemand herkomme. Er hält die internationale Strategie für richtig, sieht, was sie Zug gebracht hat. In seiner Stimme liegt ein Zögern. Denn wie jeder brauchbare Finanzdirektor weiss er, dass alles seinen Preis hat – auch der Wohlstand. Die Internationalität, sagt er, «sie führt ein wenig zu einem Identitätsverlust».

---

### III

## Von überall

Wer sich mit Zug versöhnen will, sollte sich «Ex Voto» anschauen. Darin porträtiert der Filmemacher Erich Langjahr Mitte der Achtzigerjahre die Landschaft seiner Jugend. Nirgends wird Zug wärmer, mit Geduld, Zurückhaltung und Präzision hält er ein Zug fest, das auf dem Rückzug ist, und ein Zug, das auf dem Vormarsch ist.

Es ist mehr als eine Modernisierung, die abgebildet wird, mehr als die unheimliche Parallelität zwischen gestern und morgen, die sich damals schon abzeichnete und mittlerweile unübersehbar ist. Am Bahnhof, im Stadtzentrum, sogar in den Dörfern. Fast scheint es, dass die alten Zuger neben den neuen Zugerinnen hertröten wie die Etrusker neben den Römern – neben einer Kultur, die letztlich

potenter, effizienter und langfristig dominanter sein wird.

Die «Zuger Zeitung» hat untersucht, dass zwischen 2011 und 2021 36'000 Zugerinnen aus dem Kanton in umliegende Gemeinden gezogen sind: in die Kantone Schwyz, Zürich, Aargau. Im aargauischen Sins gibt es unterdessen ein Quartier das spöttisch «Zuger Hügel» genannt wird. Von einem Bevölkerungsaustausch ist in

## «Zug ist letztlich eine hochdosierte Schweiz.» *Historikerin Monika Dommann*

dem Artikel sogar die Rede, denn im gleichen Zeitraum ist der Kanton um 3000 Menschen gewachsen.

Der Schriftsteller Thomas Hürlimann, der nach Jahren in Berlin nicht ohne Sehnsucht an den Zugersee zurückkehrte, beschreibt die Begegnung mit der alten Heimat anhand eines Spaziergangs. Er kommt an einem internationalen Konzern vorbei und späht durchs Fenster rein: «Die Bildschirme an der Wand gaben die Uhrzeiten von Abu Dhabi, Katar, Hongkong an. Die Schweizer Zeit gibt es nur noch auf dem Friedhof.»

Auf dem Friedhof war ich nicht. Aber ich glaube, was Hürlimann mit «Schweizer Zeit» meint, auch an anderen Orten gefunden zu haben. Zum Beispiel im Freiraum, einem Lokal in der Stadt Zug, das einem Hallenmarkt nachempfunden wurde – mit dem Unterschied, dass der Freiraum nicht auf der organischen Beliebigkeit eines Bazzars beruht, sondern auf dem Reissbrett geplant wurde: die Sitzkissenlandschaft, die betont uneinheitliche Stuhl- und Tischlandschaft, die Küche, der mietbare «Creative Room». Die Foodstände sind fast alles Ketten, die Pflanzen nur zur Hälfte echt, die Baugerüste, auf denen sie stehen, Suvauntaugliche Deko – so sieht sie aus, die betonierte Verspieltheit der Work-Life-Balance-Generation, die Zuflucht in Reproduzierbarkeit findet.

Und trotzdem funktioniert der Freiraum als Ort, an dem sich die beiden Demografien der neuen und alten Zugerinnen zu begegnen scheinen. Zumindest am Abend. Wenn die Mädchen nach dem Leichtathletikunterricht, noch im Kostüm, unerschrocken auf den Gerüsten turnen, während die

Mütter im wässrigen Zuger Dialekt laut über die neue Lehrerin nachdenken – direkt neben den englischsprechenden Mittzwanzigern mit den geöffneten Hemdkragenknöpfen, die über «Deep Dives», «Onboarding» und den Kollegen sprechen, der gerade nach Dubai versetzt wurde.

Wenn man mit Zugezogenen spricht – mit «Internationalen», wie sie sich in Abgrenzung zu den «wirklich reichen Expats» mit Wohn- und Privatschul-Packages nennen –, loben sie die schöne Landschaft, die saubere Stadt, die hilfsbereiten Ämter, den öffentlichen Verkehr. Und klagen über Einsamkeit, die Ungeduld der alten Zugerinnen, wenn sie die Sprache nicht oder nur schlecht sprechen, die Regeln nicht kennen – die vielen Regeln. Darüber, wie schwierig es ist, hier heimisch zu werden, Anschluss und Freunde zu finden – selbst wenn man das möchte und sich bemüht.

### **Die «Expats»**

Monika Dommann kennt die andere Seite des Dialogs: «Ja, die reden alle nur noch Englisch.» Das höre sie oft, von älteren Zugerinnen. Dann erwidert sie: «Ihr seid Teil davon, ihr wolltet das so. Eure Anwaltskanzleien haben den Reichtum und das Englisch nach Zug gebracht.»

Die Historikerin Monika Dommann ist Professorin an der Universität Zürich – und eine Zugerin, die den Kanton schon vor mehr als fünfundsiebzig Jahren verlassen hat. Wir treffen uns zu einem Spaziergang, auf der Suche nach der neuen und der alten Identität des Kantons.

Dommann stellt fest, dass sich die Animosität der Einheimischen vor al-

lem an der Sprache entzündet – und am Wort «Expat». «Doch der Expat – der gut ausgebildete Fremde – steht letztlich personifiziert für dieses System, von dem Zug profitiert und weiterhin profitieren will.» Jammern darüber, dass der Gemeinderat und die freiwillige Feuerwehr Mühe hätten, Personal zu finden, hält sie für naiv.

Man erzählt sich in Zug gerne, dass man vor der Steuerprivilegierung in den 1920ern ein bitterarmer Bauernkanton war. Eine schöne Erzählung. Allerdings lassen sich die Kantone, die das nicht von sich behaupten können, an einer Schreinerhand abzählen.

Und Zug war schon damals kein reiner Bauernkanton mehr, sondern hatte – dank optimaler Zugnetzanbindung, ausreichend Fließgewässern für die Stromgewinnung und unmittelbarer Nähe zu gleich zwei urbanen Zentren – schon relativ früh eine blühende Industrie: «1866 wurde in Cham die «Milchsüdi», die Vorläuferin der Nestlé, gegründet; 1880 in Zug die Metallwarenfabrik, «Metalli»; 1896 kam mit der Landis & Gyr die Elektrowirtschaft in den Kanton, und nebenher lief die Textilindustrie in Baar», sagt Dommann. «Zudem gab es vor der Industrie, wie in vielen katholischen Kantonen, ein Soldwesen – bewirtschaftet von wohlhabenden Familien, die gewinnbringend Söldner aus ärmeren Familien in diverse Kriege und Konflikte rekrutierten – was Zug schon damals eine gewisse Weltgewandtheit einbrachte.»

Dommann zerlegt die Selbsterzählung ihres Heimatkantons nicht ohne Genuss. Zu oft ist der Historikerin das falsche Narrativ des «bauernschlauen, armen Landwirtschaftskantons» begegnet. «Es bräuchte eine anständige, unabhängige, gründliche Wirtschaftsgeschichtsforschung über Zug.» Wir bleiben vor dem alten Bürogebäude der Landis & Gyr stehen, die in den Siebzigerjahren den Betrieb einstellte. In den Fabrikhallen dahinter hat Dommann als Teenagerin ihr Taschengeld mit Lötten verdient.

Als die Fabrik Ende Neunziger ihre Tore schloss, übernahm Siemens das Areal. Im Bürogebäude ist die Stadtverwaltung einquartiert – darüber eine der wichtigsten Wirtschaftskanzleien

des Kantons. Einmal den Kopf drehen, und man sieht auf Marc Richs altes Büro, in dem heute Tännler sitzt. «Die kurzen Zuger Wege», sagt Dommann. Immer wieder bleibt sie stehen und betrachtet Klingelschilder und Briefkastenanschriften. «Eigentlich lässt sich in Zug alles ablesen. Man muss nur den Raum genau anschauen.»

Dommann ist auf dem Dorf in Walchwil aufgewachsen, in einer bäuerlichen Realität, die bis heute in immer kleiner werdenden Teilen besteht. Der Vater stammt aus dem Kleinbürgertum, der Grossvater habe sich im Turnverein vom Arbeiter zum Polizisten hochgeturnt. Die Mutter ist Bergbauerntochter, Vater und Mutter werden Lehrer. Die Familie wohnt in dem Block «mit dem hübschen Namen Mülibach, der in den Nullerjahren einem teureren Terrassenhaus weichen musste».

### **Der Katholizismus schwächelt**

Wir kommen an der Wirtschaft Brandenberg vorbei. «Früher ein wichtiger Ort für die Arbeiterinnen», sagt Dommann. Heute eine der letzten Beizen der Stadt. Der Bären ist zu, ein Tibits ist jetzt drin. Auch die Schutzengelkapelle etwas weiter vorne an einer Hauptverkehrsachse hat die Tore geschlossen, als wir davorstehen.

Neben der gastronomischen schwächelt auch die religiöse Grundversorgung. Der Katholizismus, der bis in die Achtzigerjahre so identitätsstiftend war für Zug, hat hier wie vielerorts in kürzester Zeit die alte Macht verloren.

Die Aufarbeitung der katholischen Vergangenheit hat Dommann als Forscherin wieder nach Zug gebracht. Genauer: der sexuelle und spirituelle Missbrauch im Umfeld der katholischen Kirche. «Auch Zug, mit den Kapuzinern, den Menzinger Schwestern, dem Seraphischen Liebeswerk et cetera – ein Schauplatz und eine Drehscheibe für Machtmissbrauch.»

Sie stellt fest: Lange durchlief jeder, der im Kanton etwas zu sagen hatte, die klassische Zuger CVP-Laufbahn: «In Einsiedeln ins Gymi, nachher ein bisschen Militär, immer sehr wirtschaftsaffin.» An die Stelle dieses starken Identifikationsmerkmals sei

nichts getreten: «Kreisel statt Kreuze, hat Thomas Hürlimann mal geschrieben.»

Auch für sie ist es schwierig, ihre Zuger Identität über Kirschen, Rötel und Käse hinaus festzumachen. Sie denkt nach: «Für mich war Zug ein Anlass für grössere Fragen, als sie für kleine Mädchen damals vorgesehen waren.» Sie sei in dieser Welt aufgewachsen, die sich schnell verändert, voller Widersprüche ist. Und voller Ungerechtigkeit. Ihre Neugierde stillt Dommann in ihrer Kindheit und Jugend in der Bibliothek in der Altstadt, in die auch die Schwyzer kamen, weil es dort nichts Vergleichbares gab. Das Angebot sei zentral gewesen – «ein Fenster zur Welt».

Allgemein ist die Zuger Infrastruktur – einmal abgesehen vom Strassenverkehr – das Versailles unter den kantonalen Infrastrukturen. Pinzettenfeine Grünanlagen, leise Elektrobusse, Nachtzüge aus Zürich bis zum frühen Morgen, Schulzimmer so stattlich ausgerüstet, dass kantonsfremde Lehrer ins Schwärmen geraten, und sogar das Podium 41, der konsumzwangsfreie, tiefpreisige Treffpunkt für die «Randständigen» hat Seesicht und Kaffee aus der Cimbali-Maschine. Dazu die Kunstwerke: James Turrell am Bahnhof, Tadashi Kawamata und Roman Signer am Seeufer – mitfinanziert von privaten Mäzenen natürlich.

Dommann sagt, schon als Kind habe sie festgestellt, dass es eine gewisse Käuflichkeit gebe im Kanton. Plötzlich war die Kirche im Dorf eines Nachts beleuchtet, sie fragt den Vater, warum. Der Herr Soundso habe das bezahlt.

Wir stehen am Seeufer unter Palmen, vor Liegestühlen, neben einer riesigen Voliere voller exotischer Vögel – «Zug wie Rimini», witzelt Dommann und blickt auf die Villa Salesianum, wo der Schweizer Psalm erst aufgeführt wurde und die unterdessen vom Bitcoin-Millionär Niklas Nikolajsen gekauft wurde. Am 1. August letzten Jahres zündete er von dort 35 Tonnen Feuerwerk über dem Zugersee – nachdem die Stadt sich bewusst für eine nachhaltige Feier entschieden hatte. Die Bewilligung wurde erteilt, die Zeitungen schreiben von einem «Geschenk» und «Sponsoring».

Dommann hat Nikolajsen im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit interviewt. Sie forscht zu Cryptoeconomics – einem Feld, in dem sich der Wirtschaftsstandort Zug seit zehn Jahren zu etablieren versucht und unter Heinz Tännler viel Geld dafür in die Hand nimmt.

In Zug kann man Steuern mit Bitcoin zahlen, und noch vor ein paar Tagen seien die Plakatwände am Bahnhof zugeklebt gewesen mit Crypto-Werbung der Zuger Kantonalbank. «Erst das Söldnertum, dann die Industrie, die Domizilgesellschaften, die Rohstoffkonzerne, dann die Pharmaindustrie – und jetzt Crypto.»

Dommann hat untersucht, wie Crypto nach Zug kam, und hat festgestellt: Es waren die alteingesessenen Wirtschaftsanwälte, welche die Cryptocommunity eher zufällig nach Zug gebracht haben. Der Gedanke, eine von Staaten losgelöste Währung zu erbringen, fusste auf crypto-anarchischen Visionen eines losen Gefüges von Kriminellen, Weltverbesserern, Hackern, Libertären und Utopisten. Zur Zeit des Höhepunktes der globalen Finanzkrise im Herbst 2008 wurden dezentrale Finanzsysteme als die Erlösung von einem als korrupt wahrgenommenen Bankensystem auch im Mainstream der Gesellschaft wahrgenommen.

### **Zug konkurriert mit Singapur**

Und irgendwie passen Cryptocurrencies gut ins staatskritische Zug. Und irgendwie auch nicht. «Es ist für mich erstaunlich zu sehen, wie diese bestehenden konservativen Kräfte und dieses Crypto-Libertäre hier zusammenkommen, ineinander aufgehen», sagt Dommann.

Auch wenn sich Spannungen zwischen den beiden Kräften künftig nicht ausschliessen lassen, stellt die Forscherin fest: Das Versprechen des «Crypto-Valleys» Zug lockt «Utopisten, Kriminelle, Entwickler, Investoren, Berater und Trendscouts in den Kanton». Ähnlich wie damals, als die Rohstoffkonzerne kamen, also. Ein gutes Zeichen?

Die einzige Prognose, zu der sich Dommann hinreissen lässt. «Zug konkurriert als Crypto-Standort mit Orten wie Singapur – ja, mit der ganzen Welt. Ob es langfristig mehr als Stadt-

marketing sein kann, wird sich zeigen.» Der überreizte Immobilienmarkt werde sicherlich nicht helfen, aber für sie sei das völlig offen: «So etwas kann man nicht planen.» Auch das Silicon Valley habe man nicht planen können – «man kann nur im Nachhinein versuchen nachzuvollziehen, wie etwas passiert ist», sagt die Historikerin.

Stimmt Dommanns These, ist auch Zugs bisheriger Erfolg weniger auf Planung zurückzuführen als auf eine privilegierte Startposition und ein gewisses Mass an Nerven, diese Privilegien, zu denen man nicht wirklich etwas beigetragen hat, im richtigen Moment auszuspielen.

Irgendwann im Gespräch warnt mich Monika Dommann davor, Zug zu sehr zu exotisieren: «In Zug lassen sich grosse Entwicklungen und Zusammenhänge einfach besonders gut im Kleinen nachvollziehen.» Sie blickt auf den See: «Zug ist letztlich eine hochdosierte Schweiz.»

Es ist der Moment, in dem ich verstehe, warum es mir so schwerfällt, diesen Kanton zu greifen – die Beobachtung von mir abzulösen, die Klischees zu widerlegen oder zu bestätigen. Zug ist wie ein Fenster auf die Welt. Und gleichzeitig ein Spiegel: ein Spiegel, der die Kritikerin mit den zynischen Sprüchen unweigerlich auf sich selbst, die eigenen Privilegien zurückwirft.

Das ist es, was das Tal so unheimlich – so *uncanny* – macht. Der Moment, in dem man sich selbst in der Maschine wiedererkennt. DM

## WAHL DER WOCHE

### Znüni oder Zvieri?



Als Kind habe ich es gehasst, früh aufzustehen. Der Schule war das egal. Also zwang sie mich Tag für Tag um 6 Uhr aus dem Bett – gut, ich trödelte, es war schon 6.15 Uhr, als ich endlich aus der warmen Decke rollte. Dann schlurfte ich missmutig in die Dusche und stand dort viel zu lange herum, weil das warme Wasser mich an meine kuschelige Decke erinnerte. In der Folge musste ich mich eiligst anziehen, gerne auch mit einem Pulli verkehrt herum oder einem schief zugeknöpften Hemd, und dann in vollem Sprint zur Busstation rennen. Zum Frühstück blieb natürlich keine Zeit. Auf dem scheinbar endlos langen Sprintweg in Richtung Bus tröstete mich nur eins: der Gedanke an den kommenden Znüni. Ich wusste, bald würde es eine Pause geben in diesem erbarmungslosen Tagesablauf, bald ein Schluck warmer Tee und ein knuspriges Brötli, vielleicht ein frischer Apfel, etwas zum Aufatmen. Dann fuhr der Bus los.

SIMONA PFISTER

Bis mittags esse ich meistens gar nichts. Morgens und vormittags habe ich einfach keinen Hunger. Das ändert sich ab der Mittagszeit. Von da an macht mein Appetit keine Pause mehr, und ich nehme dankbar jede Gelegenheit der ritualisierten Nahrungsaufnahme an, die sich bietet: Mittagessen, Kaffee danach, mit ein paar Keksen. Bis zum Zvieri muss man dann aber eine längere und, wie ich finde, viel zu lange Durst-beziehungsweise Hungerstrecke überbrücken. Deshalb habe ich für mich das Zdrüi eingeführt, eine Konzentrations- und überhaupt die Befindlichkeit steigernde Zwischenmahlzeit aus Nüssen, Schokoladen und Keksresten. Und da das ja wirklich nur eine Winzigkeit ist, gibt es vorher noch das Zzwei. So, und jetzt bräuchte ich noch einen guten letzten Satz. Ich sehe mal in der Küche nach, ob ich was finde.

SVEN BEHRISCH